

den Konstitutionen überragen alles, was bisher über die theologische Bedeutung dieser Texte – zumindest im deutschsprachigen Raum – geschrieben wurde. Mit ihrer umfassenden, souveränen Kenntnis nicht nur des Konzils, sondern der gesamten Tradition wie auch der Fragen und Probleme der Gegenwart haben die Autoren einen Maßstab gesetzt, der an die Verfasser der kommenden Bände höchste Anforderungen stellt.

Wolfgang Seibel SJ

VORGRIMLER, Herbert: *Gott. Vater, Sohn und Heiliger Geist*. Münster: Aschendorff 2003. Br. 128 S. 9,80.

Emeritierte Theologinnen und Theologen haben den Vorteil, sich selbst und anderen nichts mehr „beweisen“ zu müssen – und das entlastet, wenn es darum geht, komplexe theologische Sachverhalte für eine breitere Leserschaft einfach darstellen zu sollen, ohne deswegen bei jeder Formulierung befürchten zu müssen, in der akademischen Welt damit auf Kritik zu stoßen. Herbert Vorgrimler hat sich freilich nicht erst im Ruhestand um eine verständliche Sprache bemüht, wie zahlreiche seiner Veröffentlichungen zeigen. Das vorliegende Bändchen, das nicht gerade das am leichtesten vermittelbare Dogma der katholischen Kirche zum Inhalt hat, richtet sich an „Menschen, die *verstehen* wollen, was sie glauben, und die Fragen an ihren Glauben zulassen“ (9). Der dafür genannte Gewährsmann Karl Rahner fungiert dabei „in vielem – nicht in allem –“ als „ein zuverlässiger, ehrlicher Weggefährte“ (ebd.).

Davon überzeugt, daß es nicht genügt, „einfach Formeln zu wiederholen“ (7), kündigt Vorgrimler drei Schritte an: Es geht ihm um eine „Annäherung an das göttliche Geheimnis“ angesichts des Eindrucks, „daß manche Christen mit dem Wort ‚Gott‘ hantieren, als könne man es beliebig im Mund führen“ (8); er spricht von einem „leicht-

fertigen Gottesgerede... auch im Rahmen kirchlicher Praxis“ (ebd.). Dann wird gefragt, „was Christen eigentlich glauben, wenn sie Gott als den dreieinen bekennen“, und was sie sich dabei denken: „Darf es wirklich keinen Versuch geben, zu verstehen, ob der Gott des christlichen Glaubens *ein einziger* ist oder ob er aus *drei Gottheiten* besteht?“ (8) Der dritte Schritt: eine Betrachtung, was „Menschwerdung Gottes“ bedeutet, wenn man aus Jesus von Nazaret nicht ein „biologisches Mischwesen“ (Joseph Ratzinger) – halb Gott, halb Mensch – machen wolle.

Wie Nikolaus von Kues oder Hans Urs von Balthasar möchte Vorgrimler von einer Position der „Wissenden“ zu einem Glauben der „Hoffenden“ (24) leiten und wirbt dafür, Gott jenseits aller Begriffe als „Geheimnis“ zu respektieren. Gegenüber dem mißverständlichen Begriff von der „Menschwerdung Gottes“ plädiert er in Anlehnung an die Vorstellung der jüdischen „Schechina“ für das „bessere Modell“: „die Einwohnung des göttlichen Wortes, des Logos, im Menschen Jesus von Nazaret“ (62) – nicht zuletzt, weil darin auch ein „Weg“ liege, „dem Juden mit Aufmerksamkeit begegnen“ (113). Weil die Anwendung des modernen Personbegriffs „unweigerlich zu drei Göttern“ führe, da der lateinische Ausdruck „Person“ (im Unterschied zum griechischen Begriff „Hypostase“) einen radikalen Bedeutungswandel durchmache, schlägt er mit Rahner den Ausdruck „Gegebenheitsweisen“ vor: „Seinsweisen oder Gegebenheitsweisen sind jedoch nicht Begriffe im strengen Sinn einer erschöpfenden Definition, sondern es sind Beschreibungen von Erfahrungen, *wie* Gott sich Menschen mitgeteilt hat und immer neu mitteilt“ (111).

„Bedroht“ sieht Vorgrimler den Glauben an den dreieinen Gott überall dort, „wo man sich gutgläubig die göttliche Dreieinigkeit als eine Personengruppe, als Gemein-

schaft oder Kommunität vorstellt“, was mindestens den „Verdacht des Polytheismus“ (114) wachrufe. Diesbezüglich seien so vertraute Ikonen wie die der Gastfreundschaft Abrahams von Andrej Rubljow (114f.), die volkstümliche Darstellung Gottes auf dem Gnadenstuhl (115) oder die zweite Strophe in dem populären Adventlied „Tauet Himmel den Gerechten“ („Gott der Vater ließ sich rühren... trug der Sohn sich selber an“, 115) kontraproduktiv, weil sie falsche Vorstellungen insinuierten. Mit einigen ihrer Anschauungen werden H. U. v. Balthasar (117f.), Jürgen Moltmann (119f.) und Gisbert Greschake (121f.) kritisiert. Letzterer sieht die Kirche als „irdisches Abbild der dreieinigen Gemeinschaft Gottes“, was J. Ratzinger „mit aller wünschenswerten Deutlichkeit“ als „in einem Drei-Götter-Glauben“ (122) endend abgelehnt habe.

Allein der Umstand, daß dieses Bändchen innerhalb eines Jahres zwei Auflagen erreichte und daß für 2005 eine dritte Auflage ansteht, beweist, daß es entgegen dem Trend zu „soften“ spirituellen Themen offenbar ein Bedürfnis gibt, sich auch mit schwierigen Glaubensinhalten auseinanderzusetzen. „Harte“ Themen haben in einer Zeit, die lieber in Wellness-Glauben und Esoterik ausweicht, durchaus eine Chance – vorausgesetzt, daß sie, wie in der vorliegenden Darstellung eindrucksvoll gelungen, nicht in einer abstrakten Fachsprache abgehandelt werden. Vorgrimmler macht damit auch deutlich, daß Theologie sich am Verständnishorizont der Menschen zu orientieren hat und von diesem messen lassen muß, will sie nicht ein fachtheologisches Glasperlenspiel bleiben.

Andreas R. Batlogg SJ

SCHNUPP, Bianca: *Schutzengel*. Genealogie und Theologie einer religiösen Vorstellung vom Tobitbuch bis heute. Tübingen:

Francke 2004. 220 S. (Neutestamentliche Entwürfe zur Theologie. 9.) Br. 44,-.

Die Verfasserin beginnt ihre interessante und anregende Studie über Schutzengelvorstellungen mit einer Gegenwartsanalyse, die zum sicher zutreffenden Ergebnis führt, daß die heutige Bedeutung der Schutzengel weder in ihrem Charakter als Boten Gottes noch in ihrer Funktion als Gott lobende Wesen begründet liegt, sondern darin, daß „viele Menschen sich von ihnen einen unmittelbaren Nutzen versprechen“ (13). Dabei werden sie als individuelle, ständige Begleiter des ihnen zugeordneten Menschen gesehen, von denen überraschendes, gleichsam wunderhaftes Eintreten für diesen Menschen in großen Gefahrensituationen erwartet wird. Sie vermitteln eigentlich nicht mehr das Heil Gottes, sondern ihr eigenes.

Ein Durchgang durch die Engelvorstellungen des Alten wie des Neuen Testaments führt die Autorin zu einem doppelt negativen Ergebnis: Zum einen kennt weder die hebräische noch die griechische Sprache der Bibel einen Terminus technicus für „Schutzengel“, zum anderen entbehrt die gesamte Heilige Schrift einer Engelvorstellung, die auch nur einen der beiden als die heute gängige Schutzengelvorstellung charakterisierend erkannten Aspekte aufweisen würde. Am nächsten innerhalb der Religionsgeschichte ist dem zeitgenössischen Schutzengelglauben die im gesamten altorientalischen Kulturraum verbreitete Vorstellung einer persönlichen (auf ein Individuum oder eine Familie/Sippe bezogen) Gottheit, wobei auch diese im Bereich der Volksfrömmigkeit und nicht so sehr der offiziellen Religionen anzusiedeln ist. Das persönliche Schutzbedürfnis dürfte demnach schon immer die eigentliche Triebkraft für derartige Vorstellungen, wie sie auch die zeitgenössische Schutzengelfrömmigkeit darstellt, gewesen sein.

In Ansätzen – und zwar konkret in der individuellen Begleitung eines Menschen